

Inhaltsverzeichnis

Einführung

<i>Bernd Birgmeier und Eric Mührel</i> Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n).....	11
--	----

<i>Hans Pfaffenberger</i> Gibt es eine Sozialarbeitswissenschaft?	17
--	----

Teil I

Stand und Entwicklung der Sozialarbeitswissenschaft im System der Wissenschaften – Positionen, Kontroversen und Perspektiven

<i>Richard Sorg</i> Welches Wissenschaftsverständnis braucht die Sozialarbeitswissenschaft?.....	29
---	----

<i>Konrad Maier</i> Für eine integrative, praktische Wissenschaft Soziale Arbeit	41
---	----

<i>Herbert Effinger</i> Begriffe, Bahnsteige und Gebietsansprüche bei der Erklärung und Bearbeitung sozialer Probleme.....	53
--	----

<i>Wilfried Ferchhoff</i> Prozesse der Professionalisierung in historischer und gegenwartsorientierter Perspektive	69
---	----

<i>Albert Mühlum</i> Annäherung durch Wandel. Praxis, Lehre und Wissenschaft Sozialer Arbeit im Kaleidoskop des Alltags.....	85
--	----

<i>Antonin Wagner</i> Social Work as a Social Science Discipline: Some Methodological Considerations	95
---	----

<i>Heiko Kleve</i> Postmoderne Sozialarbeitswissenschaft	101
---	-----

<i>Werner Obrecht</i> Probleme der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft und Bedingungen ihrer kumulativen Entwicklung	113
--	-----

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Monika Mülhausen

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16137-2

<i>Silvia Staub-Bernasconi</i> Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft.....	131
<i>Tilly Miller</i> Soziale Arbeit als Wissenschaft von Entwicklungsprozessen.....	147
<i>Wolfgang Preis</i> Perspektiven einer Praxeologie Sozialer Arbeit.....	157
<i>Ueli Mäder</i> Soziale Differenzierung im Kontext der Globalisierung.....	171
 Teil II	
Stand und Entwicklung sozialarbeitswissenschaftlicher Theorien im Kontext wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Diskurse	
<i>Johannes Herwig-Lempp</i> Theorien sind Werkzeuge.....	185
<i>Dieter Röh</i> Metatheoretische Überlegungen zu einem integrativen Theorieansatz für die Sozialarbeitswissenschaft als Auseinandersetzung mit Tillmanns Modell der Trajekktivität.....	199
<i>Christian Spatscheck</i> Use After Reading. Einschätzungen zum Stand der Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit, zu ihren aktuellen Perspektiven sowie den daraus entstehenden Herausforderungen für die Lehre	209
<i>Wolf Rainer Wendt</i> Handlungstheorie der Profession oder Theorie der Wohlfahrt?	219
<i>Bernd Birgmeier</i> Theorie(n) der Sozialarbeitswissenschaft – <i>reloaded!</i>	231
<i>Hans-Jürgen Göppner</i> „Unbegriffene Theorie – begrifflose Praxis“ – Sozialarbeitswissenschaft zwischen Wissenschaftstheorie, Programmierung des praktischen Handelns und Adressatennutzen	245
<i>Eric Mührel</i> Die Begründung der Sozialarbeitswissenschaft in den Sozialwissenschaften.....	257
<i>Jenö Bango</i> Sozialarbeitswissenschaft in der postmodernen Wissensgesellschaft	269

<i>Markus Hundek</i> Die Angst vor der Unverfügbarkeit und der Anspruch auf Autopoiesis	279
<i>Timm Kunstreich</i> Anmerkungen zu einer dialogischen Sozialwissenschaft.....	291
<i>Susanne Dungs</i> Aporien der Theorieentwicklung Sozialer Arbeit angesichts der „Rückkehr der Natur“ ...	305
<i>Anton Schlittmaier</i> Normative Implikationen sozialarbeitswissenschaftlicher Theorien – Diskussionsstand, Vorschläge, Visionen.....	319
 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.....	331

Soziale Differenzierung im Kontext der Globalisierung

Ueli Mäder

Die Schweiz ist ein reiches Land. Sie verfügt über viele Millionäre. Der große Reichtum konzentriert sich auf wenige Familien und Personen. In der Schweiz leben auch eine halbe Million der Bevölkerung (7,5 Mio.) in Haushalten von Erwerbstätigen, die weniger als das Existenzminimum verdienen. Über 200'000 Personen sind auf Sozialhilfe angewiesen. Bei den Vermögen und den verfügbaren Einkommen hat sich in den letzten Jahren die Kluft zwischen den obersten und untersten zehn Prozent verschärft. Die Zunahme der sozialen Ungleichheit erhöht die soziale Brisanz, was mehr zu ergründen ist. Die soziale Differenzierung dokumentiert Prozesse der Globalisierung. Sie reproduziert und spezifiziert alte soziale Ungleichheiten. Wichtig ist, dass die Soziale Arbeit das weiter thematisiert und theoretisiert. Die Betonung des Individualisierungstheorems lenkt teilweise von strukturellen Bezügen ab. Ich komme im Folgenden von der Empirie zur Theorie.

1 Reichtum

Rund 120'000 Millionärshaushalte verfügen in der Schweiz (7,5 Mio Ew.) über die Hälfte der gesamten Privatvermögen in der Schweiz. Diese drei Prozent der Steuerpflichtigen haben so viel Nettovermögen wie die restlichen 97 Prozent. Laut Eidgenössischer Steuerverwaltung (2006) besitzen 163'000 Millionäre mit 540 Milliarden Franken insgesamt mehr als die restlichen 4,2 Millionen Steuerpflichtigen. 68 Prozent der Steuerpflichtigen haben weniger als 100'000 Franken steuerbares Nettovermögen. Zusammen besitzen sie sechs Prozent des gesamten Vermögens. Wie das Wirtschaftsmagazin „Bilanz“ (21/2008) berechnet, verfügten die 300 Reichsten in der Schweiz im Jahr 1989 über 86 Milliarden Franken und im Jahr 2008 über 459 Milliarden Franken. Jeder zehnte Milliardär der Welt wohnt 2008 in der Schweiz. Ein großer Teil des Reichtums wird vererbt. Etwa die Hälfte der 300 Reichsten der Schweiz ist durch Erbschaften reich geworden. Die Familie bildet noch immer das Zentrum der Weitergabe ökonomischen Reichtums (Schilliger 2007). Aufgrund des Schweizer Erbrechts, das sehr stark zugunsten der Wohlhabenden ausgerichtet ist, gelingt es Familiendynastien, ihren Reichtum über Generationen weiterzugeben. Drei Viertel der vererbten Vermögen bleiben innerhalb der reichsten zehn Prozent (Stutz 2007). Von den 40 Milliarden Franken, die im Jahr 2009 vererbt werden, gehen über die Hälfte an Millionäre. Wichtig ist auch die Börse. Sie hat in den letzten Jahren vielen dazu verholfen, ihr Vermögen zu vermehren. Die Reichen konnten ihr Vermögen auch in schlechten Börsenjahren stärker vermehren als der Durchschnitt der Bevölkerung. Das Nettofinanzvermögen (ohne Liegenschaften) stieg im Jahr 2006 um 11,4 Prozent auf 37,6 Billionen Dollar. Das sind rund 45.000 Milliarden Franken. Das Wachstum war auch gut doppelt so hoch wie jenes der Weltwirtschaft (5,4%). Soviel zu den Zahlen. Ebenso wichtig ist das, was hinter ihnen steckt.

Wir führten im Rahmen einer Vorstudie (Mäder/Streuli 2002) vertiefende Gespräche mit dreißig Reichen. Dabei interessierte, wie sich sozialer Wandel vollzieht und in den Le-

bensgeschichten, Haltungen und biographische Wendungen dokumentiert. Bei der Auswahl orientierten wir uns zunächst an den dreihundert Reichsten, die wir einfach typologisierten. Zur ersten Gruppe zählen Angehörige aus Familien der ehemaligen Aristokraten und Patrizier; zur zweiten Mitglieder von Familien, die mit der Industrialisierung reich geworden sind. Die dritte Gruppe ist mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entstanden. Als vierte nahmen wir Software-millionäre hinzu, die von den Möglichkeiten der Informations- und Kommunikationstechnologie profitierten. Wir berücksichtigten dabei auch Personen, die ihr Kapital dank dem Börsenboom der 1990er Jahre vermehren konnten. Bei den Gesprächen stand die Frage nach der Sozialverträglichkeit des Reichtums im Vordergrund. Dabei interessierten auch Unterschiede zwischen dem alten und neuen Reichtum. Alte Reiche lassen sich beispielsweise nur ungern mit einer Luxuslimousine ablichten. Es genügt ihnen, reich zu sein und ihr Geld gewinnbringend anzulegen. „Das alte Velo genügt“, sagen sie zu ihren eigenen Kindern. Bei neuen Reichen ist das anders. Sie tragen ihren Reichtum eher zur Schau. Einzelne protzen sogar damit. Die goldene Armbanduhr scheint an Symbolwert zu gewinnen. Aber es gibt auch recht unkonventionelle Reiche, wie folgende Beispiele andeuten.

„Wer arbeitet, hat keine Zeit zum Geld verdienen“, sagte uns ein Reicher. Er tut dies offenbar geschickt und ist stolz darauf, hohe Geldbeträge am Fiskus vorbei zu führen. Der autonomen Szene stellt er Häuser zur Zwischennutzung zur Verfügung. Hauptsache, die Jugendlichen sind gegen den Staat. Selbst wohnt dieser *Herr C.* im südlichen Ausland. In der Schweiz gehören ihm „ein paar Strassenzüge“. Er zählt zu den neueren Reichen, die vom Wachstumsboom der sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts profitieren konnten. *Herr C.* ist vorwiegend mit Spekulationsgeschäften im Immobiliensektor reich geworden und konnte seine Gewinne dank dem rechtzeitigen Umstieg auf den Handel mit Aktien weiter verbessern. Anders *Herr D.*. Er ist bald 80-jährig und melkt jeden Morgen seine Kühe selbst. Umzünungen haben vor ein paar Jahrzehnten den Wert seines Landes um mehrere Millionen Franken erhöht. Der Landwirt wollte aber kein Land abtreten. Er ließ lediglich auf einer kleinen Parzelle etwas bauen, das seinen künstlerisch tätigen Töchtern, die fleißig privatisieren, ein Auskommen ermöglicht. Selber hilft er dem Pächter, täglich etwa acht Stunden, und lebt mit seiner Frau im „Stöckli“. Ein weiteres Beispiel ist *Herr F.* Er ist fünfzigjährig und besitzt mehrere Dutzend Häuserblocks. Sein weitgehend ererbtes Vermögen liegt über hundert Millionen Franken. An einer Vermehrung des Geldes ist er nicht interessiert. *Herr F.* ist Single und spendet regelmäßig größere Beträge für gute Zwecke. Er bereiste alle Kontinente, war mehrmals in Indien und hat gesehen wie das ist, wenn man kein Dach über dem Kopf hat. Drei Jahre lang hat *Herr F.* das Privatisieren gut ausgehalten. Dann fragte er sich: Was tun? *Herr F.* bewarb sich auf ein paar gewöhnliche Stellen. Ein Versicherungsunternehmen übertrug ihm, dem studierten Anglisten, eine ausführende Tätigkeit im Bereich Internationale Kontakte. Niemand weiss von seinem Geld.

Heute kommt, so Wirtschaftsethiker Peter Ulrich, ein neuer Führungstyp in die Chef-etagen. Bis in die achtziger Jahre haben Firmenchefs Massenentlassungen eher als letzten Ausweg aus einer Notsituation betrachtet. Wer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer auf die Strasse stellen musste, fühlte sich als Versager. Seither brüsten sich jüngere Führungskräfte mit der Durchsetzung von Entlassungen. Es gibt offenbar Reiche und Reiche: Schweizer Reiche, die machtbewusst, manchmal sogar protzend, mit ihrem Einfluss umgehen, und verschämte Reiche, die ihren Reichtum verbergen und ihr Licht unter den Scheffel stellen; es gibt großzügige Reiche und „knausige“ Reiche. Die alten Reichen verstecken ihr Geld. Sie sind humanistisch gebildet und zeigen sich nicht nur in der Oper. Sie spielen auch sel-

ber Geige. Die neuen Reichen zeigen gerne ihr Geld. Sie lassen ohne weiteres mit sich über ein Sponsoring verhandeln, das beiden Seiten nutzen muss. Bei den alten Reichen gilt: man gibt, aber sagt nichts. Und in allen vier Gruppen der Reichen gibt es auch solche, die so oder ähnlich sagen: Mir macht das Angst. Wenn sich der Reichtum konzentriert und das gesellschaftliche Korrektiv aufweicht, besteht die Gefahr, dass sich vermehrt autoritäre Kräfte durchsetzen, die den sozialen Zusammenhalt gefährden.

Ich fasse nun thesenartig zusammen, was uns bei den Gesprächen mit Reichen aufgefallen ist. (1) Viele Reiche verfügen über ein Selbstverständnis, das selbstbewusst wirkt. Ihr Selbstvertrauen deutet auf eine gut ausgestattete Grundsicherheit hin. (2) Reiche geraten allerdings öfters in Situationen, die folgeschwere Entscheidungen erfordern und Krisen auslösen können. Das hängt mit der Verwaltung des Reichtums und der beruflichen Position zusammen, aber auch mit der persönlichen Tendenz, offensive Strategien zu wählen, die eher konfliktiv sind. (3) Reiche stellen sich, auch wenn sie nach weiterem Reichtum trachten, durchaus immer wieder die Frage nach dem Sinn des Lebens. Gerade weil sie scheinbar fast alles haben (können), erhält sie ein besonderes Gewicht. Die einen setzen sich philosophisch damit auseinander. Sie lieben es, im trauten Kreis oder wenn immer möglich darüber zu diskutieren. Andere leiden, schier depressiv, unter der Ungewissheit und dem Bewusstsein der Endlichkeit. Christlich motivierte Reiche wissen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Sie kennen den Bibelspruch, nach dem „eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, denn ein Reicher in den Himmel kommt“. (4) Kinder von Reichen haben besondere Gründe, sich ab und zu recht einsam zu fühlen. Die einen wachsen auf einer schönen Insel auf, auf der sie aber nicht ewig verweilen können; andere erleben schon früh turbulente Stürme, die tendenziell Mechanismen der Abschottung fördern. (5) Reiche sind bezüglich vieler Lebensfragen eher aufgeschlossen. Sie legen bei ihren Lebensentwürfen viel Wert auf eine gute Ausbildung. Eine erhöhte Sensibilität ist gegenüber ökologischen Fragen feststellbar. (6) Reiche sind kulturell besonders interessiert und engagiert. „Alte Reiche“ fördern vorwiegend traditionelle Einrichtungen wie die Oper und das klassische Theater. „Neue Reiche“ unterstützen gerne avantgardistische Projekte. (7) Auch die soziale Frage liegt vielen Reichen am Herzen. Menschen, die unverschuldet in Not geraten, sollen gezielt unterstützt werden. Wer reich ist, soll freiwillig dazu beizutragen. Große Skepsis besteht gegenüber staatlich verordneter Umverteilung. (8) Reiche Menschen favorisieren das Primat der Wirtschaft. Sie haben grosses Vertrauen in die Marktkräfte. Dem Staat billigen sie eine bloss korrektive Ordnungsfunktion zu. Was sozio-ökonomische Vorstellungen betrifft haben Reiche, auch wenn sie persönlich gerne in neue Technologien investieren, eher wertkonservative Haltungen. (9) Reiche schreiben die Vermehrung ihres Reichtums überwiegend persönlichen Fähigkeiten zu. Sie attestieren das auch Personen, die hauptsächlich viel geerbt haben. Wer reich ist, scheint daran ein persönliches Verdienst zu haben. Reiche haben – teilweise aufgrund ihrer materiellen Ressourcen – das Gefühl, über aussergewöhnliche Fähigkeiten zu verfügen. (10) Reiche Menschen verbindet – bei allen Unterschieden – eine innere Verwandtschaft. Sie erkennen sich gegenseitig am Habitus und den feinen Unterschieden, auch wenn sie nur wenig voneinander wissen.

2 Armut

Die neuere Armutsforschung befasst sich mit Fragen der Integration und des Ausschlusses. Die beiden Begriffe deuten an, dass die Armutsfrage weit über den finanziellen Kontostand

und die materielle Versorgung hinaus reicht. Relationale und soziale Bezüge stehen im Vordergrund. Neue soziale Differenzierungen verändern im Kontext der Individualisierung alte Klassen- und Schichtkonzepte. Aber wie? Geschieht dies in ergänzender oder ersetzender Weise? Kennzeichnen Prozesse der (Des-)Integration und des Ausschlusses eine neue soziale Frage, die weniger stark durch die materielle Not geprägt ist als die alte? Und was bedeutet das für die Sozialhilfe? Der Ausschluss gilt weithin als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Er dokumentiert eine besondere Form der sozialen Ungleichheit. Aber sind damit frühere Klassenanalysen passé, welche die alte soziale Frage als Arbeiter/innen- und Armutsfrage verstanden? Aus unserer Studie über die Sozialhilfe (Kutzner 2009) geht hervor, wie eng Prozesse der Integration und des Ausschlusses miteinander verknüpft sind und die Armutsfrage prägen. Zum einen gibt es neue Formen der sozialen Integration durch den beruflichen Ausschluss, weil Betroffene mehr Zeit für sich und ihre sozialen Beziehungen haben. Zum anderen gibt es auch neue Formen des sozialen Ausschlusses durch die berufliche Integration in prekäre Arbeitsbereiche.

Die Sozialhilfe soll ihre Anstrengungen auf Sozialhilfeabhängige konzentrieren, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser ersten Gruppe gehört, erhält weniger Mittel für den erweiterten Grundbedarf, aber mehr Geld, wenn die Erwerbsintegration zustande kommt. Die finanziellen Anreize erweitern den individuellen Handlungsspielraum bei der Kombination zwischen der Erwerbsarbeit und der ergänzenden Sozialhilfe. Etliche Sozialhilfeabhängige schätzen das. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und akzeptieren mögliche finanzielle Einbussen. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch privatisierte Risiken mehr gestresst. Sie erleben unter diesen Bedingungen selbst die erfolgreiche Erwerbsintegration als Ausschluss. Denn diese Integration findet primär im Niedriglohnsektor statt, was soziale Beziehungen belastet und zu einem (Teil-)Ausschluss durch Integration führen kann. Eine zweite Gruppe bilden die Personen, die zwar nicht mehr für den ersten Arbeitsmarkt infrage kommen, aber für den zweiten, geschützten Arbeitsmarkt oder für Gegenleistungsmodelle. Bei den Gegenleistungen hängt die Unterstützung von der Bereitschaft ab, eine sozial, kulturell oder ökologisch relevante Arbeit zu verrichten. Eine dritte Gruppe bilden Sozialhilfeabhängige, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können, noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Sie erhalten das Geld nun mit weniger Auflagen. Den einen entspricht diese Vereinfachung. Sie können auf pro forma Bewerbungen verzichten und mehr das tun, was sie gerne tun. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert also ihre Integration. Das scheint widersprüchlich zu sein, hat aber eine eigene Logik. Dazu ein Beispiel: Ein Journalist, der psychisch erkrankt ist, kann nun dank der Verortung in diese „Gruppe der Abgeschobenen“ interessante Geschichten schreiben, statt „Kurzmeldungen für den Medienmarkt zu produzieren“. So seine Erklärung. Andere, die zu dieser dritten „Gruppe der Ausgemusterten“ gehören, suchen verzweifelt einen „richtigen Job“. Sie wehren sich gegen die vorgenommene Kategorisierung, die sie als Stigmatisierung erleben. „Ich will Arbeit und keine Rente“, sagt eine gut fünfzigjährige Bezügerin von Sozialhilfe. Sie spricht mehrere Sprachen, hat schon zwei Bücher publiziert und versteht nicht, warum ihr „die Behörden eine richtige Arbeit verwehren“. Sie erlebt den Ausschluss nicht als Chance zur sozialen Integration, obwohl sie gerne Bilder malt und ausstellt, aber das „lieber nur als wirkliche Freizeitbeschäftigung“.

In einer früheren Armutsstudie (Mäder 1991) untersuchten wir bereits die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss. Wir beurteilten damals die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss teilweise anders als in unseren neuen Studien über working poor (Kutzner 2004) und über die Sozialhilfe (Kutzner 2009). Damals überwog der Eindruck, bei den Armutsbetroffenen seien insbesondere die working poor als erwerbstätige Arme relativ gut integriert. Sie bräuchten wie Alleinerziehende vorwiegend Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen. In unserer neuen Studie über working poor stellen wir indes eine Kumulation sozialer Probleme fest, die sich mit anhaltender Abhängigkeit ergibt und selbst bei zunehmender Erwerbsintegration – gleichzeitig – gegenläufige Ausschlusstendenzen verstärkt. Konkret: Wir analysierten die soziale Lage von 260 aktuellen und 140 ehemaligen working poor. Bei diesen ehemaligen working poor, die mittlerweile ihre finanzielle Situation verbesserten, erzielten rund 25 Prozent mehr Einkommen dank Weiterbildung. Weitere 25 Prozent erhöhten ihr Salär, weil sie zusätzliche Jobs zu vorwiegend prekären Arbeitsbedingungen annahmen. Weitere 25 Prozent stabilisierten ihre Situation über eine Sozialversicherung (AHV, IV). Die restlichen 25 Prozent steigerten ihr Einkommen durch die Veränderung der Lebensform, beispielsweise durch Heirat (mit Doppelverdienst) oder durch endende Unterstützungspflichten (Auszug von Kindern). Bei allen erwähnten Gruppen konnten sich viele Einzelpersonen und Familien auch deshalb finanziell verbessern, weil sie in kleinere, günstigere Wohnungen (in Quartieren mit hoher Verkehrsdichte) zügelten. Sie verbesserten ihre finanzielle Lage, indem sie ihre Wohnsituation verschlechterten. Die Integration in einen Bereich basierte auf dem Rückzug bzw. Ausschluss aus einem andern. Bei der früheren Basler Armutsstudie (1991) fiel uns auch ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele der interviewten Armutsbetroffenen fühlten sich relativ stark für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten uns diesen Rückzug durch den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und die verbreitete Tabuisierung der Armut. Das Schweigen führt dazu, dass Betroffene nach aussen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, auch wenn sie selbst einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Das mag mit Schlagzeilen über „abgehobene Managerlöhne“ und mit der persönlichen Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu tun haben. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während andere sehr hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Diese kann sich unterschiedlich auswirken. Die Empörung kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnungsruhe mit strukturellen Ausgrenzungen anstreben.

3 Feine Unterschiede

In der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von Schichtmodellen zu mehr horizontalen sozialen Differenzierungen (Geissler 2002, 537). Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Werktätigen vom Bürgertum nach dem Kriterium der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Klassen (Max Weber) und Schichten (Theodor Geiger, Ralf Dahrendorf, u.a.) differenzierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Menschen(gruppen) weiter nach ihren äußeren Lebensbedingungen (Beruf, Qualifikationen, Einkommen, Besitz) sowie nach inneren psychischen Merkmalen. Der

Blick galt dabei nach wie vor primär den vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich während den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts mit den Modellen sozialer Lagen, die – nebst materiellen Ressourcen – das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker einbezogen. Die horizontalen Ungleichheiten und Differenzierungen stehen auch bei den Modellen sozialer Milieus im Vordergrund, die sich während den 1990er Jahren verbreiteten (Diezinger und Mayr-Kleffel 1999). Große Bedeutung kommt hierbei der gemeinsamen Wertorientierung und dem Lebensstil zu. Die Lagen- und Milieuanalysen verweisen auf wichtige Differenzierungen. Sie scheinen – trotz großer sozialer Ungleichheit – die Klassen- und Schichtmodelle zu verdrängen. „Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus“ – heißt der Untertitel einer Analyse von Stefan Hradil (1997).

Diesen Gegensatz bringen auch die unterschiedlichen Modelle von Gerhard Schulze und Pierre Bourdieu zum Ausdruck. Schulze kommt in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ (2000) zu dem Schluss, dass die Suche nach Glück die Sorge um das materielle Überleben abgelöst hat und die horizontal strukturierten Erlebnismilieus eine immer größere Bedeutung erlangen. Das Erlebnis-orientierte Denken ersetzt laut Schulze das Produkt-orientierte. Beim Erlebnis-orientierten geht es mehr um den subjektiven-, beim Produkt-orientierten um den materiellen Nutzen. Der Hobbygärtner löst mit seinem Ziergarten die Bäuerin mit ihren Kartoffeln ab. Dem Reich der Notwendigkeit folgt das Reich der Freiheit, der Leistungsorientierung die Personenorientierung, dem Haben das Sein. Der Alltag wird zur Lebensbühne und zur Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar. Gesellschaft verkommt zur Episode. Pierre Bourdieu (1982) sieht das anders. Die äußeren Faktoren prägen die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen. Es gibt nach wie vor soziale Klassen. Doch diese sind nicht bloß ökonomisch geprägt. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äußern. Der Lebensstil ist nicht frei wählbar oder beliebig. Er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äußern sich darin, wie man grilliert oder den Hauseingang schmückt. Wenn der Direktor dieselben Jeans trägt wie der Arbeiter, ist das nicht dasselbe. Der Direktor kann auch den Liftboy am Arm fassen und fragen, wie es ihm geht. Umgekehrt ist das kaum möglich. Und falls es da und dort geschieht, sind damit die sozialen Unterschiede keineswegs ausgeräumt. Ich finde es wichtig, dass die Sozialarbeitstheorie den Ansatz von Bourdieu prominent berücksichtigt. Auch als Gegengewicht zu Schulze, der vor allem in sozialpädagogischen Schriften häufig rezipiert wird.

4 Kontext Globalisierung

Weltweite Verflechtungen kennzeichnen die Globalisierung: wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, kulturell. Sie eröffnen ein sozialräumliches Gesellschaftsbild, das weder territorial, noch national gebunden ist. Die Globalisierung ist ein altes Phänomen. Rund drei Viertel der Erdoberfläche wurden während den letzten fünfhundert Jahren europäisch kolonisiert. Neu sind der rasante Anstieg des Welthandels und der Finanzströme. Die Bedeutung der Wirtschaft nimmt zu. Und politische und gesellschaftliche Korrektivs verlieren an Verbindlichkeit. Das führt zu Verunsicherungen und stärkt autoritäre Kräfte. Der Welthandel und die Finanzströme sind zentrumsorientiert. Sie klammern weite Teile der Bevölkerung aus. Während die Preise für industriell gefertigte Güter tendenziell steigen, sinken – im Vergleich – jene für Rohstoffe und Primärgüter. Weil sich die Austauschbedingungen verschlechtern, erzielen viele „Entwicklungsregionen“ mit mehr Exporten weniger Erlös. Die verschärfte

Standortkonkurrenz zwischen den reichen Zentren erhöht den Rationalisierungsdruck und die Erwerbslosigkeit. Das wirtschaftliche Wachstum belastet auch die Umwelt. Ein Fünftel der Menschen verbrauchen in Industrieländern vier Fünftel der Weltenergie. Der Treibhauseffekt und die Erwärmung der Erdoberfläche lassen den Meeresspiegel ansteigen. Sie zwingen Millionen von Menschen zur Migration. Theorien der Modernisierung nehmen an, dass der Wohlstand allmählich ins „Hinterland“ sickert. Doch der erhoffte Effekt lässt auf sich warten. Die Zentralisierung der Wirtschaft berührt politische Grundlagen wie das Territorialprinzip (feste Grenzen), das Souveränitätsprinzip (staatliches Gewaltmonopol) und das Legalitätsprinzip (verbindliches Vertragswesen). Die Aufweichung bestandener Prinzipien erhöht die Verunsicherung und den Ruf nach einer starken Hand, die für Ordnung sorgen soll. Rasche Veränderungen und komplexe gesellschaftliche Strukturen verlocken dazu, Halt in Vereinfachungen zu suchen. Mit der Globalisierung formieren sich neue fundamentalistische Strömungen, aber auch zivilgesellschaftliche Bewegungen, die sich vernetzen und für den sozialen Zusammenhalt engagieren.

Konzepte einer sozialen Globalität plädieren für eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung. Sie schlagen vor, die Preise für Rohstoffe an jene für industriell gefertigte Güter anzupassen. Nach Berechnungen der Vereinten Nationen (UN) genügte den „Entwicklungsländern“ die Hälfte des Mehrerlöses, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen. Stabile Abnahmequoten und Preise könnten helfen, die Produktion aufzufächern und die Abhängigkeit von einzelnen Exportgütern zu mindern. Diese Vorschläge gehen davon aus, dass die Zentralisierung der Wirtschaft ein politisches Korrektiv braucht. Typologien einer „Transnationalen Demokratie“ unterscheiden Ansätze einer zentral-demokratischen Weltordnung mit universalen Beschlüssen von einem liberal-demokratischen Pluralismus, der an bestehende staatliche Vereinbarungen anknüpfen will. Kommunitäre Ansätze zielen darauf ab, zivilgesellschaftliche Einrichtungen zu stärken. Soziologe Ralf Dahrendorf will keine Weltregierung, sondern eine bessere Kooperation staatlicher und zivilgesellschaftlicher Institutionen. Er plädiert (in: Pongs 1999, 87) für eine „Bürgergesellschaft“, in der die Assoziationen der Menschen wichtiger sind als der Staat, der ein Grundeinkommen mit verbindlichem Minimal-Lohn garantieren müsse, was kontrovers diskutiert wird. Die einen befürchten einen demotivierenden Einfluss auf die Erwerbsarbeit, andere erhoffen sich eine Entlastung sozial Benachteiligter. Wenn es nicht gelingt, der ausgeprägten Wettbewerbsfähigkeit ein starkes Element des sozialen Zusammenhalts hinzuzufügen, befinden wir uns laut Dahrendorf auf dem Weg in ein autoritäres 21. Jahrhundert. Die Globalisierung stärke sowohl bornierte nationalistische und provinzialistische Kräfte als auch viel versprechende gemeinschaftliche und regionale Zusammenschlüsse. Menschen, die sich bedrängt fühlen, ziehen sich nach Richard Sennett (1998) zurück oder flüchten nach vorn. Wer über genügend Ressourcen verfügt, ist eher in der Lage, seine Kräfte gezielt einzusetzen. Eine gute Ausstattung mit sozialem und kulturellem Kapital (Ausbildung und Beziehungen) kann dazu beitragen, Horizonte zu erweitern. Eine sozial verträgliche Globalität strebt den sozialen Ausgleich an. Ohne internationale Vereinbarungen im Sinne der Menschenrechte (Recht auf Existenzsicherung) besteht die Gefahr, dass soziale Not und Spannungen zunehmen. Gelingt es, soziale Desintegration zu vermindern, dürften sich auch die wirtschaftliche und politische Stabilität festigen. Die Soziale Ungleichheit ist daher auch für die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorien von zentraler Bedeutung.

5 Soziale Arbeit

Nach dem zweiten Weltkrieg erlebten in der Schweiz breite Bevölkerungskreise einen materiellen Aufschwung, der den „sozialen Kitt“ zu fördern schien. Seit den rezessiven Einbrüchen der siebziger Jahre steigen jedoch die Lebenshaltungskosten (für Nahrung, Mieten, Gesundheit) stärker als Teile der unteren Einkommen. Das System der sozialen Sicherheit, das zwar relativ gut ausgebaut ist, hält mit dem Wandel der Lebensformen (Zunahme von Alleinlebenden und Alleinerziehenden) nicht Schritt. Es geht von Voraussetzungen aus, die je länger desto weniger zutreffen. Wir haben weder Vollbeschäftigung mit kontinuierlichen Erwerbsbiographien, noch mehrheitlich traditionelle Familien, bei denen ein Einkommen für einen Haushalt ausreicht. Für die Soziale Arbeit ist es daher wichtig, sich intensiv und grenzüberschreitend mit sozialen Ungleichheiten und dem strukturellen Ausgleich auseinander zu setzen. Es gilt, Dynamiken zwischen sozialer Not und Spannung nicht nur zu dekonstruieren, sondern ursächlich zu ergründen, um so konkrete Handlungsperspektiven zu entwickeln.

Soziologe Ulrich Beck (1986) nimmt an, dass die Menschen im Übergang zur reflexiven Moderne in der Lage sind, künftige Entwicklungen mehr zu antizipieren und entsprechende Korrekturen einzuleiten. Wer die Umwelt schädigt, realisiere, dass die Folgen seines Handelns auf ihn zurück fallen. Die Täter werden zu Opfern. Der Smog hält sich an keine nationalstaatlichen Grenzen. Das Bewusstsein, dass es fünf vor zwölf Uhr ist, verändert die Welt. Soweit die optimistische Variante. Marianne Gronemeyer (1976) ist weniger zuversichtlich. Sie weist darauf hin, wie Bedrohungen oft zu irrationalen Handlungen führen. Wer das Wasser am Hals hat oder mit dem Rücken zur Wand steht, flüchtet nach vorn oder verkriecht sich ins Schneckenhaus. Er versucht allenfalls die eigene Haut zu retten, ist aber kaum in der Lage, sich für übergreifende Interessen einzusetzen. Diese Zusammenhänge sind mehr zu analysieren. Denn soziale Benachteiligungen werden oft über lange Zeit hingenommen. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der Mangel verstellt manchmal den Blick. Betroffene interpretieren Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht. Wichtig ist somit die Vermittlung des Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist. Die Analyse gemeinsamer Betroffenheit entlastet von persönlichen Schuldgefühlen, die bei sozial Benachteiligten unter Bedingungen der Vereinzelung besonders ausgeprägt sind. Viele Arme empfinden ihre Ohnmacht immer noch als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Probleme einfacher auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben (wollen). Wenn sie die Lage akzeptieren, laufen sie weniger Gefahr, bei einem weiteren Versuch der Veränderung nochmals zu scheitern. Wer sich mit dem Vorhandenen abfindet, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Der Pakt mit dem Verzicht macht ihn aushaltbar. Dagegen helfen Erfahrungen gelungener Lebenspraxis. Das Zutrauen in eigene Kompetenzen erfordert kleine Schritte. Grosse Ziele sind in kleine zu transformieren, die sich in absehbarer Frist erreichen lassen. Die Erfahrung motiviert, dass Veränderungen möglich sind. Sie lenkt den Blick vom scheinbar Unabdingbaren zum Möglichen. Die innerlich blockierende „Du solltest-Anforderung“ verwandelt sich in eine „Ich kann etwas-Haltung“. Sie knüpft an vorhandene Interessen und Fertigkeiten an.

Ulrich Beck stellt eine Ablösung der Solidarität aus Not fest, die Durkheims mechanischer Solidarität ähnelt, durch eine Solidarität aus Angst. Als weitere Möglichkeit diskutiert er eine Solidarität aus Vernunft. Sie entspricht der freiwilligen Solidarität, die das frühere Entweder-Oder-Denken überwindet, Ambivalenzen zulässt und das verbindende *und* bzw.

sowohl als auch mehr betont. Die reflexive Modernisierung erzeugt allerdings Erschütterung. Sie bringt die Frage aufs Tapet, wie viel Auflösung ein Mensch erträgt. Sie schärft auch den Blick für prinzipielle Alternativen. Anstelle der traditionellen Sicherheit entsteht in der modernen *Gesellschaft der Ichlinge* die demokratische Kultur eines rechtlich sanktionierten Individualismus. Sie bietet den Menschen auch mehr Freiheiten. Laut Beck (1997) leben die *Kinder der Freiheit* allerdings in einer Welt, in welcher der als sicher geglaubte Wohlstand erodiert. Der rasche und weitreichende gesellschaftliche Wandel verändert die Grundlagen des Lebens. Das verunsichert viele Menschen. Sie fühlen sich durch die mögliche Freiheit bedroht. Früher sorgten Religion und Erwerbsarbeit (Wirtschaftswachstum, Massenkonsum) für den sozialen Zusammenhalt, der heute über die Ausweitung politischer Freiheiten anzustreben ist. Freiheit ist nicht nur Auflösung, sondern auch Quelle des Zusammenhalts. Ulrich Beck (1997, 382) postuliert eine Selbstintegration der Individuen. Ein wichtiges Merkmal der *zweiten Moderne* ist, dass die politischen Freiheitsrechte, die ursprünglich als Beteiligungsformen für den engen Bereich des politischen Handelns konzipiert waren, mehr und mehr in allen Feldern gesellschaftlichen Handelns konfliktvoll geltend gemacht werden. Die Individuen ergreifen ihre politischen Freiheitsrechte und organisieren sich selber. Sie zeigen, dass nebst dominanten strukturellen Bedingungen auch starke subjektive Momente die Moderne kennzeichnen und vielfältige soziale Differenzierungen die Dispositionen für das menschliche Handeln beeinflussen.

Zwangsgeborgenheiten und enge soziale Kontrollen prägen kleinräumige, gemeinschaftliche Lebensweisen. Sie machen verständlich, weshalb viele Menschen städtische Freiheiten und sachlich distanzierte Sozialbeziehungen favorisieren. Diese erweisen sich aber als recht brüchig und kühl. Das mag die Bereitschaft fördern, wieder verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, und zwar nicht wie früher aus Angst oder Not, sondern frei gewählt und aus dem Bewusstsein, dass Risiken zu mindern sind. Neue Komplexitäten erfordern und fördern ein Differenzierungsvermögen, das pluralistische Strukturen berücksichtigt. Ältere Identitätskonzepte basierten auf relativ einheitlichen sozialen Voraussetzungen. Die viel gepriesene Authentizität strebte eine möglichst umfassende persönliche Kongruenz (zwischen Anspruch und Wirklichkeit) an. Heute ist es unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die vielfältige Widersprüche zulassen und in der Lage sind, mit Offenheiten umzugehen, ohne alles offen zu lassen und in Beliebigkeit abzudriften. Neue Identität zeichnet sich durch die Bereitschaft aus, Ambivalenzen einzugestehen. Sie entsagt jener bedrückenden Gemütlichkeit, die trügerisch Halt verspricht. Sie ist auch weniger gefährdet, soziale Differenzierungen zu homogenisieren. Und sie orientiert sich an einer Ethik, die ein Abdriften in Beliebigkeit zu verhindern sucht.

Das Ethos einer „subsidiären Solidarität“ (Opielka 2004) beruht auf einem demokratischen Handlungsprinzip, das die Selbstinitiative favorisiert. Ansatzweise äussert sich das Prinzip in neuen sozialen Bewegungen. Wichtige Kennzeichen sind der Schutz der Schwachen und die gegenseitige Hilfe. Die „subsidiäre Solidarität“ zielt auf eine „Subsidiarisierung des Alltags“ ab. Die Subjektwerdung ist die Voraussetzung für das Ethos einer „subsidiären Solidarität“. Dazu gehören die Selbstbestimmung, die nicht entfremdete Arbeit, die Einmischung in die Politik, der Zusammenschluss von Betroffenen, vielfältige Formen der Vernetzung, der ökologische Konsum sowie ein Wertewandel, der weg von der einseitig materialistischen Orientierung führt. Die „subsidiäre Solidarität“ impliziert eine gesellschaftliche Solidarität. Sie setzt bei den einzelnen an, die sozial eingebunden und zur aktiven Solidarität mit andern zu befähigen sind. Grundlage sind aber gesellschaftliche Strukturen, die soziale Verbindlichkeiten garantieren. Als „solidarische Subsidiarität“ bezeichnet Michael Opielka auch

Konzepte einer alternativen Sozialpolitik, die in der Tradition frühbürgerlicher und sozialromantischer Sozialutopien eine solidarische Selbsthilfe und Selbstorganisation proklamieren. Vom Staat verlangen sie eine soziale Infrastruktur, welche die Selbst- und Gemeinschaftshilfe unterstützt. Die „solidarische Subsidiarität“ fördert ein „engagement“ und „commitment“ im Sinne einer ergänzenden Verpflichtung und Verbindlichkeit. Sie postuliert eine Autonomie, die sozial verknüpft ist und jenem sozial entpflichteten Liberalismus widerspricht, der das Gemeinwohl einseitig aus dem Eigennutz ableitet. In der Praxis erweist sich das oft als schwierige Gratwanderung. Wichtig sind daher theoretische Fundamente. Dazu gehören auch Sozialstrukturanalysen, die sich an räumlichen Verortungen orientieren und soziale Differenzierungen nicht vornehmlich in einer horizontalen Optik analysieren.

6 Sozialer Konstruktivismus

Bei theoretischen Verortungen stellt sich immer auch die Frage normativer Orientierung. Das zeigt sich etwa in der Konfliktforschung, die für die Soziale Arbeit von zentraler Bedeutung ist. Ältere Ansätze der Konfliktforschung, wie sie etwa Johan Galtung (1975) oder Dieter Senghaas (1977) vertreten, betonen strukturelle Ursachen. Neuere Ansätze konzentrieren sich hingegen mehr darauf, Konflikt dynamiken zu analysieren. Sabine Fischer und Astrid Sahm (2005) beschreiben Veränderungen der normativen Grundlagen. Nach ihrer Analyse tritt die Existenz normativer Grundlagen bei der jüngeren, systemtheoretisch inspirierten Generation bei weitem nicht so explizit hervor wie bei der älteren Generation, die der Kritischen Theorie verpflichtet ist. Während die ältere Generation vor allem für eine inhaltliche Ausgestaltung des Friedens eintritt, richtet die jüngere Generation ihre Aufmerksamkeit „von diesem utopischen Ziel weg“ auf pragmatische Aspekte der Gewalt. Sie entfernt sich dabei von einem Friedensbegriff im Sinne der Abwesenheit von (struktureller) Gewalt und einer „normativ aufgeladenen Verteilungsgerechtigkeit“. Zur Begründung dient ein „reflexiv konstruktivistischer Ansatz“, der, eigentlich radikal konstruktivistisch, den Relativismus stark betont. Während die Kritische Friedensforschung konkrete Wege der Veränderung aufzeigen will, zielt der „reflexiv konstruktivistische Ansatz“ vor allem darauf ab, Akteure zu befähigen, sich aufgrund der Einsicht in die Bedingtheit der eigenen und fremden Wahrnehmungssysteme von festgefahrenen Positionen zu lösen. Die Kritik an der Kritischen Konfliktforschung versucht die „normativ aufgeladenen“ Begriffe zu dekonstruieren. Sie interessiert sich mehr für die Dynamik der Gewalt, denn für die Ursachenforschung. Damit gerät auch das soziale Engagement aus dem Blick, das laut Bourdieu kein Widerspruch zum wissenschaftlichen Arbeiten und zur „reflexartigen Reflexivität“ zu sein braucht. Das Besondere eines Standpunktes besteht darin, ein Standpunkt in Bezug auf einen andern Standpunkt zu sein. Er erlaubt den Forschenden, den eigenen sozialen und intellektuellen Standpunkt im Forschungsfeld kritisch zu analysieren. Ein sozial-reflexiver Konstruktivismus, wie ich ihn bezeichnen würde, berücksichtigt diese Prägung, ohne sich damit radikal-konstruktivistisch von der Praxis zu verabschieden.

Pierre Bourdieu verbindet drei Begründer der Soziologie: Karl Marx (1818-1883), Émile Durkheim (1858-1917) und Max Weber (1864-1920). Bourdieu definiert den strukturalistischen Konstruktivismus als das Zusammentreffen des Objektiven mit dem Subjektiven: „Mit dem Wort Strukturalismus oder strukturalistisch will ich sagen, dass es in der sozialen Welt selbst (...) objektive Strukturen gibt, die vom Bewusstsein und Willen der Akteure unabhängig und in der Lage sind, deren Praktiken oder Repräsentationen zu leiten

und zu begrenzen. Mit dem Wort Konstruktivismus ist gemeint, dass es eine soziale Genese gibt einerseits der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die für das konstitutiv sind, was ich Habitus nenne, andererseits der sozialen Strukturen und da nicht zuletzt jener Phänomene, die ich Felder nenne“ (Bourdieu 1987, 147). In dieser doppelten (objektiven und konstruierten) Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit räumt Bourdieu den gegebenen Strukturen den Vorrang ein. Er unterscheidet dabei zwei Momente: ein objektivistisches und ein subjektivistisches: „Auf der einen Seite bilden die objektiven Strukturen, die der Soziologe in objektivistischer Manier, unter Ausschaltung der subjektiven Repräsentationen der Akteure, konstruiert, die Grundlage der subjektiven Repräsentationen und konstituieren die strukturellen Zwänge, die auf den Interaktionen lasten; auf der anderen Seite aber müssen diese Repräsentationen festgehalten werden, will man die individuell wie kollektiv geführten Alltagskämpfe veranschaulichen, deren Ziel die Veränderung oder der Erhalt dieser Strukturen ist“ (Bourdieu 1987, 150).

Der zeitliche und theoretische Vorrang, welcher der objektiven Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit zukommt, wurzelt in einer erkenntnistheoretischen Reflexion, die Pierre Bourdieu, Jean-Claude Chamboredon und Jean-Claude Passeron bereits 1968 in „Le Métier de sociologue“ formulierten. Im Zentrum befindet sich der Begriff des „epistemologischen Bruchs“. Gemeint ist der Bruch zwischen dem wissenschaftlichen Wissen der Soziologinnen und „der spontanen Soziologie“ der sozialen Akteure. Dazu gehört das Postulat, mit „den Vorbegriffen“ der sozialen AkteurInnen zu brechen, wie dies Durkheim in „Les Règles de la méthode sociologique“ forderte. Bourdieus Zugang lässt sich jedoch keineswegs auf eine einfache Dichotomie zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Wissen reduzieren. Der Vorrang, den Pierre Bourdieu den objektiven Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit gibt, lässt ihn zuweilen auf das Begriffspaar „Schein/Wirklichkeit“ zurückzugreifen, was seine Soziologie von konstruktivistischen Ansätzen etwas wegführt. Dies zeigt sich auch dann, wenn er über „die biographische Illusion“ reflektiert, in der das Ich „scheinbar das Wirklichste der Wirklichkeiten“ sei (Bourdieu 1986, 72). Der Gegensatz zwischen einer wahren (objektiven) Wirklichkeit und einer falschen (subjektiven) Wirklichkeit schränkt jedenfalls die Analyse der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit ein. Er beschränkt die Dialektik zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven. Was nun für die Frage der sozialen Differenzierung bedeutend ist: Nach Pierre Bourdieu beeinflussen externe Faktoren die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal determinierend wirkt. Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert laut Bourdieu die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft besteht, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. Ich sehe hier für die Soziale Arbeit einen wichtigen Ansatz, Theorie und Praxis miteinander zu verbinden.

Literatur

- Beck, U. (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bilanz (21/2008): Die 300 Reichsten, Zürich.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, P. (1993) : Comprendre, in: *La Misère du monde*, Paris (Seuil), S. 903-939.
- Bourdieu, P. (1987) : Espace social et pouvoir symbolique, in: Choses dites, Paris (Minuit).
- Bourdieu, P. (1986) : L'illusion biographique, Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63.
- Bourdieu, P. (1977): Pouvoir symbolique. Annales 32/3. Paris (Armand Colin).
- Butler, J. (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Gender Studies. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- capgemini, merill lynch (2006): World Wealth Report. 10th Anniversary. 1997-2006.
- Castel R. (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz (Universitätsverlag).
- Diezinger, A., Mayr-Kleffel, V. (1999): Soziale Ungleichheit. Freiburg i.Br. (Lambertus).
- Fischer, S., Sahm A. (2005): Friedensforschung und Normativität. Positionen der jüngeren Generationen. In: E. Jahn, S. Fischer, A. Sahm (Hg): Die Zukunft des Friedens. Wiesbaden (VS Verlag), S. 49-73.
- Foucault, M. (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Fromm, E. (1980, Orig. 1941): Furcht vor der Freiheit. Stuttgart (dtv).
- Galtung, J. (1975): Strukturelle Gewalt, Reinbek (Rowohlt).
- Geissler, R. (2002): Facetten der modernen Sozialstruktur – Modelle und Kontroversen. In: Jäggi, V., Mäder, U., Windisch K., Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel. S. 537-553. Bern (Lang).
- Gross, P. (1999): Ich-Jagd. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gross, P. (1994): Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gruen, A. (1996, Orig. 1986): Verrat am Selbst. Stuttgart (dtv).
- Hradil, S., Immerfall, S. (1997): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen (Leske+Budrich).
- Kutzner, S., Mäder, U., Knöpfel, C., Heinzmann, C., Pakoci, D. (2004): Sozialhilfe in der Schweiz, Zürich (Rüegger).
- Kutzner, S., Mäder, U., Knöpfel, C. (2004): Working poor in der Schweiz. Wege aus der Sozialhilfe. Zürich (Rüegger).
- Mäder, U., Biedermann, F., Fischer, B., schmassmann, H. (1991): Armut im Kanton Basel-Stadt. Social Strategies, Vol. 23., Basel (Karger & Libri).
- Mäder, U. (1999): Für eine solidarische Gesellschaft. Zürich (Rotpunkt).
- Mäder, U., steuli, E. (2002): Reichtum in der Schweiz. Zürich (Rotpunkt).
- Schulze, G. (2000, Orig. 1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M. (Campus).
- Senghaas, D. (1977): Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik. Plädoyer für Dissoziation, Frankfurt/Main. (Suhrkamp).
- Schilliger, S. (2007): Die soziale Reproduktion von Reichtum in der Schweiz. Eine Soziologie des Wirtschaftsbürgertums. In: Denknitz Jahrbuch 2007. Zürich (Edition 8), S. 122-131.
- Stutz, H., Bauer, T., Schmugge, S. (2007): Erben in der Schweiz – eine Familiensache mit volkswirtschaftlichen Folgen. Chur/Zürich (Rüegger).

Teil II

Stand und Entwicklung sozialarbeitswissenschaftlicher Theorien im Kontext wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Diskurse